

Ausblicke ins Ungewisse

Nicht nur das Außertägliche der Pandemie sorgt für Unbehagen. Die Ungewissheit darüber, wie eine Gesellschaft, ein Miteinander, ein Leben nach Corona aussehen mögen, kann mindestens ebenso beklemmend sein. Von den Versprechungen einer gerechteren und lebenswerteren Welt bis zu altbekannten und neuen Dystopien scheint für viele nur eines gewiss: Veränderung steht an, ja, sie muss geradezu anstehen, um dem eigenen Kontrollverlust und dem Ausgeliefertsein gegenüber der unsichtbaren Bedrohung des Virus einen Sinn abzugewinnen zu können.

Ohne diese Aussicht wäre die Krise der neue Standard. Die einzige Gewissheit bestünde darin, nicht zu wissen, wie es weiter geht. Wenn alles aber wieder so werden würde, wie es zuvor war, blieben die erfahrende Angst und der Tod von vielen ohne jede nachhaltige Bedeutung. Nur das Bewusstsein um die Verwundbarkeit dieser vermeintlichen Normalität würde erhalten bleiben. Erst die Perspektive, dass diese Orientierungslosigkeit nur ein Intermezzo, eine notwendige Phase der Neuausrichtung im Übergang zu etwas Neuem ist, macht die eigene Ohnmacht erträglich. Egal, wie ein Danach aussieht – die Pandemie ist ein Wendepunkt, hin zum Ersehnten oder zum Gefürchteten. Die Erwartung einer Veränderung verstärkt sich und damit gewinnen die medialen Stimmen ein Gewicht, die Bilder einer postpandemischen Weltordnung anbieten. Mit der Verbreitung dieser Szenarien, die oft geradezu prophetische Worte und Metaphern einsetzen, scheint die Gewissheit zu wachsen, dass die neue Welt doch schon zum Greifen nah ist.

Auf dieser Schwelle zwischen dem Blick auf das Vorherige und der Erwartung einer besseren Zeit werden Szenarien der sogenannten «neuen» Normalität entworfen. Dabei fallen viele Ähnlichkeiten zu Ritualen, Narrationen und Metaphern auf, die in religiösen Traditionen vorkommen.

Die letzten beiden Beiträge in diesem Buch richten den Blick auf das Wechselspiel von Orientierung in einer chaotisch erscheinenden Situation und dem Aufgreifen religiöser Motive. Während der erste Beitrag auf die Krise als eine Übergangszeit mit einem offenen Ausgang fokussiert, legt der abschließende Artikel die kreative Rolle der Sprache im Entwurf einer möglichen Zukunft offen.

Florian Kronawitter, 1996, hat 2020 den Master in Religions- und Kulturwissenschaft abgeschlossen.

« Für mich war es besonders interessant zu beobachten, wie durch die Erfahrung der Pandemie bei vielen Menschen eine Bereitschaft geweckt wurde, selbst Verantwortung für ihre Mitmenschen zu übernehmen, in größerem Maßstab ebenso wie im persönlichen Umfeld. »

Jochen Mündlein, 1989, arbeitet als evangelischer Diakon bei der Inneren Mission München und Oberbayern e.V. des Diakonischen Werkes Bayern und promoviert an der Ludwig-Maximilians-Universität München in Religionswissenschaft.

« Innerhalb der Covid-19-Pandemie und besonders während des Lockdowns in Deutschland wurden wir massiv mit technischen Kommunikationsmöglichkeiten konfrontiert. Obwohl der Appell zur häuslichen Isolation persönliche Begegnungen minimierte, führte eine permanente Vernetzung durch das Internet zum ständigen privaten und beruflichen Austausch. Damit eröffnete sich eine vollkommen neue Qualität der Gestaltung sozialer Beziehungen. »

Die Pandemie als Ritual – ein Gedankenspiel

Florian Kronawitter

Nichts bezeugt die Ernsthaftigkeit dieser Pandemie sichtbarer und eindrucksvoller als die Masken: sichtbar besonders, weil so viele andere Maßnahmen durch Nicht-Handeln und Beschränkung oder durch rein mediale Vermittlung gekennzeichnet sind. Eindrucksvoll, weil im sozialen Miteinander des eigenen Alltags durch das Tragen der Masken eine Anerkennung des bestehenden Infektionsrisikos ausgedrückt wird. Das Tragen der Maske materialisiert nicht nur die Bedrohung, sondern auch die gegenseitige Abhängigkeit.

Die Masken bilden das Material für eine Collage, die der New Yorker Gouverneur Andrew Cuomo am 29. April 2020 enthüllte. Hierfür wurden mehrere hundert handgenähte Masken in einem großen Rechteck angeordnet. Er präsentierte das textile Werk als *Wall of Masks* in einem seiner regelmäßigen Briefings zur aktuellen Lage der Corona-Pandemie im Staat New York vor Pressevertreter:innen.

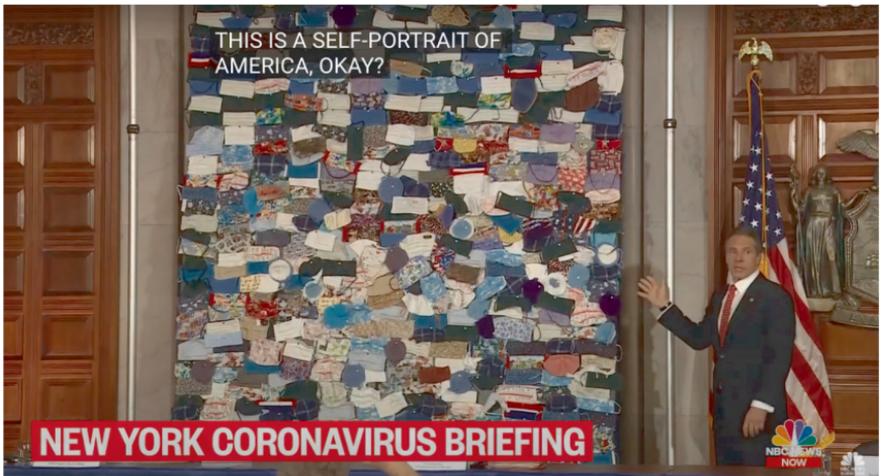


Abb. 25: Andrew Cuomo enthüllt die Collage *Wall of Masks*, LIVE: NEW YORK GOVERNOR ANDREW CUOMO HOLDS CORONAVIRUS BRIEFING, Szenenbild (00:23:50).

Alle diese Masken wurden dem Gouverneur von Menschen aus den ganzen USA zugesandt, um der in New York vorherrschenden Notlage etwas abzuhelpfen. New York City war zu diesem Zeitpunkt eine der am stärksten betroffenen Regionen weltweit und hatte mit Engpässen in der Versorgung mit vielen medizinischen Vorräten zu kämpfen. Besonders der Zugang zu persönlicher Hygiene- und Schutzausrüstung war dabei beschränkt, wodurch Berufsgruppen, die darauf angewiesen waren, in Gefahr gerieten. Die Masken, die zur Gestaltung der Collage genutzt wurden, bestehen aus vielen verschiedenfarbigen und bedruckten Stoffen, haben sehr unterschiedliche Formen und sind zum Teil auch mit personalisierten Details versehen – sei es ein Aufnäher mit dem Batman-Logo oder der bekannte *I Love NY*-Schriftzug. Im Gesamtrahmen des Briefings nutzte Cuomo dieses Kunstwerk dazu, die Solidarität Amerikas darzustellen und bezeichnete es als ein Selbstporträt des Landes, das ein Zeugnis für die Liebe und Verbundenheit untereinander ablege. Damit stelle es einen Kontrast dar zu den Versuchen republikanischer Politiker:innen, den von der Pandemie betroffenen Gebieten der USA – damals waren dies vor allem die demokratisch geprägten Staaten an der Ost- und Westküste – finanzielle Hilfe zu verweigern. Cuomo argumentierte, gerade in dieser Krise müsse jeder Unterschied zwischen den Parteien überwunden werden, eine Bereitschaft, die ganz offensichtlich in der allgemeinen Bevölkerung vorhanden sei, im Kongress jedoch noch fehle. Während dieser Aufruf zu politischer Einigkeit in den Medien und sozialen Netzwerken auf breite Zustimmung stieß, wurde auch Kritik laut an der Verwendung der Masken für die Collage statt für die Ausstattung systemrelevanter Berufsgruppen. Noch am selben Tag verkündete Cuomo allerdings auf Twitter, dass das Kunstwerk aufgelöst und die Masken ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt werden würden.

Masken zwischen Gleichheit und Ungleichheit

Mag es sich dabei auch vorrangig um eine Publicity-Aktion gehandelt haben, ist der Grundgedanke hinter dieser Initiative durchaus nachvollziehbar. Wer eine Maske trägt, ist in der Krise nicht nur gegenüber den Personen solidarisch, mit denen er oder sie Kontakt hat, sondern auch gegenüber allen, die sich in derselben Lage befinden: im Prinzip also gegenüber allen Menschen der Welt, in jedem Fall aber gegenüber denen im eigenen Land. Wer kostenlos Masken für andere bereitstellt, gibt damit anderen die Möglichkeit, sie zum eigenen Schutz und als Zeichen von Solidarität zu tragen.

Das Masken-Tragen drückt aber nicht nur Solidarität aus, sondern auch Gleichheit. Mag der Mensch hinter der Maske wohlhabend, gebildet, einflussreich oder angesehen sein: Die Hygienemaßnahmen und die damit verbundene Angst um eine Verbreitung der Krankheit zwingen allen, unabhängig vom gesellschaftlichen Status, dieselben Regelungen auf. Die Maske scheint zu suggerieren, dass wir alle gleich sind, weil das Virus keine Unterscheidungen zwischen den sozialen Zugehörigkeiten macht. Im Angesicht der Krankheit finden wir uns durch das verbindende Element der Maske auf Augenhöhe mit Menschen, mit denen wir in sozialer Hinsicht sonst nichts gemein haben. Die Bedrohung durch das Virus kann nur gemeinsam bewältigt werden, weil wir alle gleich in Gefahr sind.

Soweit nun die Illusion. Denn natürlich sind wir nicht deswegen alle gleich, weil wir alle denselben Einschränkungen unterliegen und in der Öffentlichkeit Masken tragen. Der Gedanke, sozial produzierte Ungleichheiten könnten durch bedrohliche Faktoren ausgeglichen oder gar beseitigt werden, ist abzulehnen. Eine Pandemie trägt ebenso wenig zu sozialer Gleichheit bei, wie es ein Erdbeben oder eine Dürreperiode können. Stattdessen verstärkt sie die Ungleichheiten: Gerade in Situationen existenzieller Bedrohung kommen soziale Unterschiede erst recht zum Tragen.

Selbstverständlich können auch Menschen in sozial besser gestellten Positionen erkranken und sterben, aber gerade ihre gesellschaftliche Stellung ermöglicht es ihnen, Entscheidungen zu treffen und Möglichkeiten wahrzunehmen, die ihr Ansteckungsrisiko verringern und ihnen im Krankheitsfall höhere Überlebenschancen bieten. Gleichzeitig sind diejenigen, die ohnehin schon sozial benachteiligt werden, wegen Ungleichheiten mit höherem Infektions- und Sterberisiko konfrontiert. Während die einen also trotz ihrer privilegierten Stellung erkranken können, werden die anderen gerade wegen der Benachteiligung der Krankheit ausgesetzt.

Nun wäre es aber gewiss weder fair noch zutreffend, das Zusammengehörigkeitsgefühl als reine Inszenierung oder Augenwischerei abzutun. Man könnte es hingegen als Brücke zu einem Verständnis der Pandemieerfahrung als einer speziellen Form von Übergangsritual interpretieren.

Die Pandemie als ungewolltes Übergangsritual

In Anlehnung an Arnold van Gennep, der zu Beginn des 20. Jahrhundert eine nachhaltig einflussreiche Theorie formulierte, kann ein Übergangsritual als eine Reihe von Handlungen definiert werden, durch die ein Mensch eine sozial relevante Transformation durchmacht. Dabei kann es sich sowohl um religiöse Rituale handeln, wie beispielsweise eine christli-

che Taufe oder eine jüdische Bar oder Bat Mitzwa, als auch um andere Feiern wie etwa eine Vereidigung oder eine Prüfung.

Charakteristisch für ein Übergangsritual ist die Abfolge der Handlungen, die in drei Phasen eingeteilt werden können. Am Anfang des Rituals nehmen die Beteiligten Abschied von ihrem bestehenden Status, dann kommen sie in eine Übergangsphase, in der die eigentliche Transformation vollzogen wird. Schließlich werden sie wieder in die Gesellschaft integriert, aber mit einem neuen sozialen Status versehen. Unter diesem Blickwinkel könnten somit sowohl die individuelle Erfahrung des Renteneintritts als auch eine kollektive Unabhängigkeitsbewegungen als Übergangsrituale betrachtet werden, weil sie sich mit der Reihenfolge dieser drei Phasen der Ablösung, des Übergangs und der Wiedereingliederung beschreiben lassen.

Die Teilnehmenden am Ritual begeben sich in einen Zwischenzustand, der von der zuvor gewohnten Alltagsordnung völlig verschieden ist. Darin sind sie gleichgestellt, sie befinden sich in einem transitorischen, sogenannten liminalen Zustand, wie der Anthropologe Victor Turner diese Übergangsphase charakterisiert.

Man könnte den Lockdown und allgemeiner die Pandemie als eine Art aufgezwungenes Übergangsritual betrachten. Als Gesellschaft sind wir in einen transitorischen Zeitraum versetzt worden, in dem bestimmte Rechte, Freiheiten und Ansprüche in dem Vertrauen aufgegeben werden mussten, sie in einer späteren Phase wiederzuerlangen. Die Kontaktbeschränkungen und Ausgangssperren entsprechen diesem Dazwischen-Sein. Sie stellen eine Art außeralltägliche Lage dar, die alle in ihren Freiheiten einschränkt, mit der Hoffnung auf eine verantwortungsvolle Wiederherstellung der Rechte und Freiheiten, die eingeschränkt wurden.

Van Gennep und Turner betonen, dass Rituale immer in einem Kollektiv eingebettet sind. In einem Übergangsritual gibt es unterschiedliche Rollen: jene, die das Ritual durchmachen, und jene, die es anleiten, die verschiedenen Phasen regulieren und den korrekten Verlauf gewährleisten. Versucht man die Krisenzeit, die wir erleben, durch die Brille einer Ritualtheorie dieser Art zu verstehen, dann fällt die regulierende Rolle von politischen Vertreter:innen und Ordnungskräften auf; es sind die unterschiedlichen Staatsgewalten, die den Ausnahmezustand regulieren. In der liminalen Phase mitten im Ritualverlauf werden die Teilnehmenden in einen Zwischenzustand von Gleichen versetzt. Das Tragen der Maske kann auf dieser Linie gelesen werden, als eine Betonung dieses gleichen Zustands.

Es ist klar, dass die Masken in ein Hygienekonzept gehören und auf epidemiologische Erkenntnisse zurückgehen, dennoch verändern sie unsere

Präsenz im öffentlichen Raum und entfalten soziale Auswirkungen. Nicht alle Masken sind optisch identisch, aber alle erfüllen dieselbe hygienische und soziale Funktion. Im Allgemeinen erlauben Masken, eine andere, transitorische Identität zu übernehmen, indem man die eigenen Züge versteckt. Das gilt etwa für das Theater oder für die Fastnacht.

Die Corona-Maske tut dies nicht in diesem Sinne, obwohl sie das Gesicht zum großen Teil verdeckt und somit die Menschen etwas anonym und gleicher macht. Betrachtet als Übergangsritual führt diese Uniformierung der Gesichter zu Verbundenheit und verbreitet ein Zugehörigkeitsgefühl.

Somit kommen wir nun wieder zum Ausgangspunkt der Überlegungen zurück, zum Thema der Solidarität. Sie entsteht nicht so sehr aus einer gleichen Aussetzung gegenüber der Gefahr, sondern aus einer gemeinsamen Erfahrung einer Sondersituation. Alle haben eine drastische Lebensveränderung durchgemacht: Beispielsweise mussten jene, die in sogenannten systemrelevanten Berufen Außerordentliches leisten, ständig im Einsatz sein. Andere mussten ihre Arbeitswelt in die eigene Wohnung verlegen. Viele haben auch ihren Arbeitsplatz verloren. Aber gerade auch das Privatleben war von den Einschränkungen enorm betroffen. Es ist die gemeinsame Erfahrung einer Pandemie globalen Ausmaßes, die die Verbundenheit der Gleichen hervorruft.

Die textile Collage in New York symbolisiert diese Liminalität in der geteilten Erfahrung: Menschen nähen Masken und schicken sie nach New York, weil sie sich als Teil einer transitorischen Gemeinschaft verstehen.

Übergangsritual mit ungewissem Ausgang

Der Vergleich zwischen dieser pandemischen Zeit und dem Übergangsritual, der vielleicht etwas gewagt ist, zeigt noch eine weitere spannende Dimension der Krise, die wir durchleben. Das Ritual zielt daraufhin, eine Veränderung zu bewirken oder sie zumindest sichtbar zu machen. Es geht um den Übergang zu etwas Neuem, um eine Veränderung gesellschaftlicher Positionen. Da nun aber alle Teile der Gesellschaft am Ritual teilnehmen – genauer: daran teilnehmen müssen – stellt sich die Frage, wie diese neue Zeit danach aussehen wird. Wird die Gesellschaft gerechter sein?

Die Bedrohung durch das Virus hat nicht nur aufgezeigt, wie instabil die Gesellschaft im Krisenfall ist, sie hat auch Mängel und schwerwiegende Fehlkonstruktionen in der bisherigen Ordnung der Dinge offenbart. Von unzureichenden Möglichkeiten digitaler Unterrichts- und Lehrformate bis hin zu schwerwiegenden Lücken in Lieferketten für essenzielle medizini-

sche Materialien besteht in vielen sozialen Bereichen Verbesserungsbedarf. Ebenso wird es notwendig sein, die Stellung von Grundrechten und Freiheiten in Krisensituationen neu zu verhandeln.

Die Frage aber, wohin, in welchen Zustand wir übergehen, ist eine, die an uns als einer sich verändernden Gesellschaft hängt. Sie hängt davon ab, zu welchen tiefgreifenden Veränderungen wir als Gesellschaft bereit sind. Dass die bestehenden Strukturen nicht wirklich krisensicher und damit auch nicht unveränderlich sind, hat sich ja gezeigt.

Literatur

- Carlson, Timothy, 2016, *Liminal Reality and Transformational Power*. Revised Edition: Transition, Renewal and Hope, Cambridge: The Lutterworth Press.
- Turner, Victor, 1989 (1969), *Das Ritual. Struktur und Antistruktur*, Frankfurt am Main: Campus.
- Van Gennep, Arnold, 1986 (1909), *Übergangsriten*. Frankfurt am Main: Campus.